Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 115 (2021)
Heft: 9

Artikel: Opfer sprachlicher Gewalt?
Autor: Mühlebach, Deborah
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-965949

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Opfer sprachlicher Gewalt?

Deborah Mühlebach

Gibt es Opfer sprachlicher Gewalt? Die Antwort hängt davon ab, was wir unter «Opfer» verstehen. Klar ist: Es gibt gewaltvolle Sprache. Auf welche Weisen kann Sprache gewaltvoll sein? Ein philosophisches Plädoyer, nicht bei der Opferfrage stehen zu bleiben, sondern die dahinterliegenden Mechanismen sprachlicher Gewalt verstehen zu wollen.

Im gegenwärtigen öffentlichen Diskurs zu Gewalterfahrungen lassen sich zwei unterschiedliche Tendenzen festmachen.[1] Für viele, die Gewalterfahrungen als solche benennen wollen, ist der Opferbegriff nützlich. Er bringt die Schwere des Erlebten angemessen zum Ausdruck. Andere hingegen lehnen den Begriff ab. Opfer zu sein verbinden sie mit Passivität, Handlungsunfähigkeit und Stigmatisierung. Statt den Opferbegriff zu verwenden, bietet es sich an, von Gewaltbetroffenen oder von Überlebenden von (oftmals sexueller) Gewalt zu sprechen.

Ähnliches lässt sich in Diskussionen über gewaltvolle Sprache beobachten. Manche pochen darauf, das Gewaltpotenzial sprachlicher Äusserungen anzuerkennen. Sie weisen auf den psychischen Schaden, die soziale Abwertung und Unterdrückung durch sprachliche Gewalt hin. Anderen wiederum ist die Rede von sprachlicher Gewalt zu einengend. Sie beharren darauf, dass es bei sprachlichen Verletzungen immer möglich ist, sich verbal zu wehren. Nur wenn man sprachliche Attacken zulässt, so die Idee, werden sie gewaltvoll. Und ob man widerspricht, liegt zu einem grossen Teil in der eigenen Hand.

Manchmal werden diese zwei unterschiedlichen Tendenzen als Streit darüber verstanden, ob von Opfern sprachlicher Gewalt die Rede sein soll oder nicht.[2] Das ist meines Erachtens kein sinnvoller Streitpunkt. Denn beide Tendenzen sind verständlich und naheliegend. Einerseits sind sprachliche Diskriminierung, Ausgrenzung und Unterdrückung ernst zu nehmende Formen von Gewalt. Der psychische Schaden und die soziale Ausgrenzung, die sie bewirken, können enorm gross sein. Andererseits birgt Sprache tatsächlich viele Möglichkeiten, Gesagtes nicht einfach stehen zu lassen. Wenn wir grundsätzlich nur die Verletzungsgefahr oder aber nur die Möglichkeiten der Widerrede im Blick haben, werden wir der Komplexität sprachlichen Handelns nicht gerecht. Denn ungleiche gesellschaftliche Machtverhältnisse bestimmen wesentlich mit, wie gewaltvoll bestimmte Äusserungen überhaupt sein können. So ist es zum Beispiel nicht erstaunlich, dass wir in unserer Sprache kaum Schimpfwörter finden, die sich explizit an Männer richten, während die Liste an Schimpfwörtern für Frauen endlos zu sein scheint. Machtverhältnisse ermöglichen oder verunmöglichen dabei auch Handlungsspielräume, um sich gegen gewaltvolle Sprachhandlungen zur Wehr zu setzen.

Zwei Arten gewaltvoller Sprache

Wo soziale Verhältnisse durch asymmetrische Machtverteilung geprägt sind, haben sprachliche Diskriminierung, Abwertung und Unterdrückung ein leichtes Spiel. Wenn wir Personen mit bestimmten sozialen Eigenschaften gesellschaftlich privilegieren und andere benachteiligen, unterdrücken oder ausschliessen,

schlagen sich diese Handlungen und Strukturen auch im Sprachgebrauch nieder.

Sprache kann dabei auf mindestens zwei Arten gewaltvoll sein. Zum einen können Personen als Sprecher*innen systematisch nicht gehört, nicht ernst genommen, ausgeschlossen oder missverstanden werden.[3] Die zweite Art von Sprachgewalt ist direkter an die Sprache selbst geknüpft. Rassistische, sexistische und anderweitig diskriminierende Ausdrücke sind bereits aufgrund ihrer sprachlichen Bedeutung gewaltvoll. Und von anderen Wörtern geht Gewalt aus, wenn sie vorgeben, Kategorien für Menschen jeglichen Geschlechts zu sein, jedoch beispielsweise nichtbinäre Geschlechtsidentitäten grundsätzlich ausschliessen. Natürlich sind es Personen, die diese Wörter verwenden und andere damit diskriminieren, ausschliessen oder unterdrücken. Aber ein Grossteil dieser Gewalt liegt in der Bedeutung der Wörter selbst, sodass gute Intentionen seitens der Sprechenden das Gewaltvolle nicht zu lindern vermögen.

Sprachliche Bedeutung ist gesellschaftlich eingebettet

Ein erster Aspekt der sprachlichen Gewalt abwertender Ausdrücke: Die Bedeutung von Wörtern ist sozial eingebettet. Ausgehend von Ludwig Wittgensteins (1989: S. 43) berühmter Idee, dass die Bedeutung eines Wortes sein Gebrauch in der Sprache ist, müssen wir uns diesen anschauen. Begriffliche Regeln bestimmen, wie wir einzelne Wörter verwenden können und sollen. Die Regeln für den Ausdruck «älter» sind zum Beispiel, dass wir das Wort als Gegenteil von «jünger» verwenden oder dass bei zwei Alterszahlen die höhere als älter gilt. Würden wir von diesen Regeln abweichen und würde jede*r für sich eine Version von «älter» verwenden, so herrschte bald allgemeine Verwirrung und unsere Kommunikation bräche zusammen. Die begrifflichen Regeln, an die wir uns halten, koordinieren also unsere Sprachhandlungen. Sie sind wiederum Teil von weiteren sozialen Regeln, die andere Teile unseres Zusammenlebens organisieren.

Dass nichtbegriffliche und begriffliche Regeln zusammenhängen, lässt sich an folgendem Beispiel zeigen. In der Schweiz ist es bisher für homosexuelle Paare möglich, ihre Partner*innenschaft gesetzlich einzutragen, nicht aber, den Ehebund zu schliessen. Dieser ist heterosexuellen Paaren vorbehalten. Wenn Nafissa und Jana in einer eingetragenen Partnerinnenschaft leben, können wir demnach nicht behaupten, sie seien verheiratet. Unsere begrifflichen Regeln für «verheiratet» beschränken sich auf die Ehe. Die Behauptung, sie seien verheiratet, wäre also gewissermassen eine Falschinformation, denn die Rechte und Pflichten bei einer Ehe und einer eingetragenen Partner*innenschaft unterscheiden sich erheblich. Ändert sich die Gesetzeslage – und damit unsere rechtlichen sozialen Normen – zugunsten der Ehe für alle, so wird sich auch der Gebrauch von «verheiratet» verändern. Er wird auch auf homosexuelle Paare angewendet werden können.

Durch die Verschränkung nichtsprachlicher und sprachlicher Regeln wird deutlich, weshalb manche Schimpfwörter hochgradig gewaltvoll sind, während anderen schon fast etwas Lustiges anhaftet. So war zum Beispiel die Verwendung von Schimpfwörtern gegenüber jüdischen Menschen zunächst Teil ökonomischer, sozialer und symbolischer Unterdrückung und letztlich sogar eines Genozids. Lynne Tirrell (2012) beschreibt anhand des ruandischen Genozids von 1994 eindrücklich, wie bestimmte Schimpfwörter in einem Genozid nicht nur enorm viel Platz bekommen, sondern genozidale Handlungen massgeblich vorantreiben können: Wenn in einem bereits äusserst feindlich gestimmten Kontext ein solches Schimpfwort als legitim angesehen wird, vermag seine Verwendung wiederum weitere Unterdrückung und gar physische Gewaltakte zu legitimieren. Ganz anders ist dies bei Schimpfwörtern, die nicht auf stark abgewertete, marginalisierte und unterdrückte soziale Gruppen angewendet werden. Ein Schimpfwort wie «Schweizerkäse» für Schweizer*innen beispielsweise löst eher ein Schmunzeln aus. Denn wo und wie könnte die Verwendung dieses Ausdrucks schon in Handlungen münden, in denen Schweizer*innen systematisch abgewertet und ausgegrenzt oder aber physisch gewaltvoll behandelt werden? Diesem Wort fehlt der soziale Unterbau, um ernsthaft diskriminierend zu sein.

Die Tragweite der Verschränkung nichtsprachlicher und sprachlicher Normen lässt sich mit Frantz Fanon gut fassen: «Eine Sprache sprechen heisst, eine Welt, eine Kultur auf sich zu nehmen»[4] (1985: S. 30). Wenn unsere sozialen Verhältnisse manche Personen systematisch abwerten und wir die Sprache gebrauchen, die in diese abwertenden sozialen Praktiken eingebettet ist, so haben wir unvermeidbar Anteil an diesen Praktiken. Es kommt uns eine gewisse Verantwortung für diese sozialen Verhältnisse zu.

Eines grossen Teils von sprachlicher Abwertung sind wir uns schlicht nicht bewusst.

Internalisierte Unterdrückung durch die eigene Sprache

Ein zweiter Aspekt sprachlicher Gewalt ist, dass wir Unterdrückung internalisieren. Anhand von Begriffen erschliessen wir uns die Welt. Einen Begriff von etwas zu haben, erlaubt uns, dass wir es als etwas Bestimmtes erkennen, seine Grenzen bestimmen und es von anderen Dingen unterscheiden können. Wenn mächtige Menschen in der Position sind, Begriffe zu entwickeln und aufrechtzuerhalten, die mich, meine soziale Gruppe oder Aspekte davon auf abwertende Weise beschreiben, so hat dies nicht nur einen Einfluss auf deren Verständnis von mir, sondern ebenso auf mein eigenes Selbstverständnis. María Lugones und Elizabeth Spelman (1983: S. 573) halten treffend fest, dass Unterdrückungsverhältnisse oft auch deshalb so beständig sind, weil Unterdrückte diese verinnerlichen. So gehört es zu ihrem Selbstverständnis, unterdrückt zu werden. Und verinnerlichte Unterdrückung lebt davon, dass uns unsere Erfahrungen und letztlich wir uns selbst immer vermittelt durch die Sprache verständlich werden. Diese Sprache beinhaltet eine ganze Menge an abwertenden Begrifflichkeiten, die Personen in Machtpositionen für uns und unsere Erfahrungen passend finden. Wenn also Machtverhältnisse vor der sprachlichen Bedeutung unserer Wörter nicht haltmachen, dann betrifft dies auch die Sprache der Mitglieder unterdrückter Gruppen.

Die unbewusste Dimension sprachlichen Handelns

Ein dritter Aspekt sprachlicher Gewalt besteht schliesslich darin, dass ein Grossteil unseres Sprachgebrauchs genauso unbewusst abläuft wie andere Gewohnheitshandlungen. Es gibt unzählige Normen, die unser Verhalten leiten, und oft sind sie kontextabhängig und ziemlich komplex. Dennoch schaffen wir es zumeist problemlos, sie ganz unbewusst zu befolgen. Zum Beispiel entscheiden wir uns nicht jedes Mal neu, auf der rechten Strassenseite zu fahren, die Person an der Supermarktkasse zu grüssen oder uns bei einem Konzertbesuch ins Publikum und nicht mitten auf die Bühne zu stellen. Wir beteiligen uns auch ständig an rassistischen, sexistischen oder transphoben Praktiken, nicht weil wir explizit rassistisch, sexistisch oder transphob sind, sondern weil wir in einer Gesellschaft leben, die nach wie vor solche Strukturen aufweist.

Genauso verhält es sich mit unserem Sprachgebrauch. In erster Linie bestimmen

unsere begrifflichen Normen – und nicht etwa die Intention der Sprechenden – die Bedeutung eines Wortes. Diese begrifflichen Normen befolgen wir unbewusst. Oftmals suchen wir nur dann nach Verwendungsregeln, wenn wir gefragt werden, was ein Wort bedeutet. Dies ist für sprachliche Gewalt relevant, weil wir uns wohl eines grossen Teils sprachlicher Abwertung schlicht nicht bewusst sind. Pierre Bourdieu beobachtet: «Weil die Handelnden nicht ganz genau wissen, was sie tun, hat ihr Tun mehr Sinn, als sie es wissen» (1987: S. 127). Was unbewusst passiert, hat mehr Gewicht, weil es viel Arbeit braucht, um es explizit zu machen und anschliessend zu ändern. Diese Arbeit ist beispielsweise sichtbar in Versuchen, geschlechtersensible Sprache voranzutreiben, oder auch in der antirassistischen Aufklärungsarbeit in Bezug auf eine kolonial geprägte Wort- und Bildsprache.

Handlungsmöglichkeiten bei gewaltvoller Sprache

Sprache kann also gewaltvoll sein, weil sie in unterdrückende Machtverhältnisse eingebettet ist und diese mitträgt. Das heisst aber nicht, dass Betroffene oder Opfer sprachlicher Gewalt diesen Machtverhältnissen völlig ohnmächtig ausgesetzt sind. In jeder Gewaltsituation bestehen für alle Beteiligten Handlungsspielräume, auch wenn diese bei Gewaltbetroffenen manchmal sehr eingeschränkt sind. Umso wichtiger ist es, die Spielräume zu kennen. Je besser wir darüber Bescheid wissen, wie diskriminierende und unterdrückende Machtverhältnisse unseren Sprachgebrauch beeinflussen, desto fähiger werden wir, sprachlicher Gewalt entgegenzutreten.

Wenn wir verstehen, dass begriffliche Normen und nicht die eigenen Absichten bedeutungsrelevant sind, so hören wir damit auf, abwertende Ausdrücke zu verwenden mit der Entschuldigung, wir hätten es ja nicht böse gemeint. Wenn uns bewusst ist, dass soziale Machtverhältnisse wie zum Beispiel ökonomische Abhängigkeiten einen Einfluss auf unsere Begriffsnormen haben, versuchen wir nicht, ein problematisches Wort lediglich durch ein anderes zu ersetzen. Denn wenn sich die damit verbundenen sozialen Verhältnisse nicht ändern, ist ein solcher Austausch der Wörter wenig sinnvoll. Unser Engagement gegen sprachliche Gewalt wird dann zum Kampf für soziale Gerechtigkeit auf vielen Ebenen.

Wenn wir uns bewusst sind, dass einige der Begriffe, anhand derer wir die Welt und uns selbst verstehen, abwertend sind, fangen wir vielleicht an, abwertende Selbstbezeichnungen in neuen, ermächtigenden Handlungszusammenhängen zu verwenden. Für einige Schwarze Personen ist so das N-Wort zu einer ermächtigenden Ingroup-Anrede geworden, und die positive Verwendung von «queer» ist heute sogar in seiner allgemeinen Verwendung die Abwertung losgeworden.

Und wenn wir schliesslich verstehen, dass wir über einen Grossteil unseres Sprachgebrauchs noch nie ernsthaft nachgedacht haben, so lehrt uns dies vielleicht, den Menschen zuzuhören, die sich schon viel mit abwertenden Ausdrücken auseinandergesetzt haben. Oft sind das nämlich die Menschen, die abwertender Sprachgebrauch am meisten trifft. ●

○ Deborah Mühlebach, *1986, ist feministische Philosophin und zurzeit Postdoc an der FU Berlin. Sie verfasste ihre Dissertation zur Bedeutung und Politik abwertenden Sprachgebrauchs und widmet sich nun dem Verhältnis von Kritik und Verständnis.

1 Siehe z. B. https://www.srf.ch/audio/kontext/wir-wollen-keine-opfer-mehr-sein?id=11955145 oder https://www.srf.ch/kultur/gesellschaft-religion/wochenende-gesellschaft/sexuelle-gewalt-ich-bin-ein-opfer-und-selbstbewusst.

2 Siehe z. B. Claudia Mäder: *Sprache kann verletzen. Aber sie ist nicht mit Gewalt zu verwechseln (ehemals: Ein gewaltiges Missverständnis).* NZZ, 4.2.2020.

3 Siehe das Beispiel in Quill R. Kuklas (2014), bei dem Frauen in Führungspositionen oft missverstanden werden, wenn sie in männlich dominierten Feldern tätig sind. Werden ihre Befehle oder Anweisungen systematisch als Bitten verstanden, hat dies enorme Auswirkungen auf die weitere Kommunikation: Für erfüllte Bitten wird Dankbarkeit erwartet, nicht aber für die Ausführung von Befehlen. Sind Chefinnen zu Recht nicht dankbar, gelten sie als überheblich. Versucht eine Chefin, ihre Autorität klarzustellen, wird sie erneut als überheblich wahrgenommen, oder ihr Versuch kommt wiederum als Bitte an, sie in ihrer Position ernst zu nehmen.

4 Stark abweichende Übersetzung des Originals: «Parler, c'est être à même d'employer une certaine syntaxe, posséder la morphologie de telle ou telle langue, mais c'est surtout assumer une culture, supporter le poids d'une civilisation» (1952: S. 15).

○ Literatur:

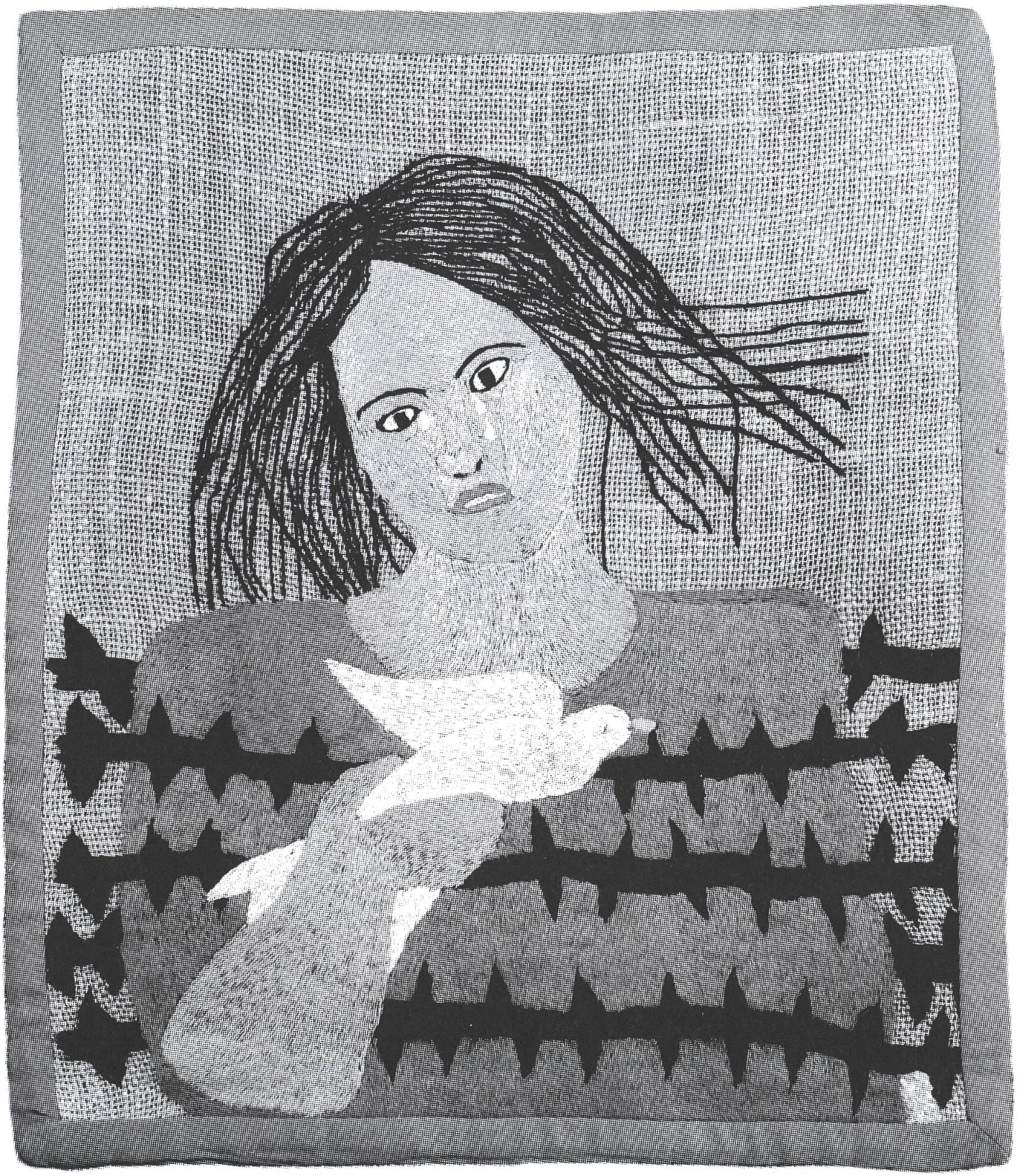
Pierre Bourdieu: *Sozialer Sinn.* Frankfurt a. M. 1987.

Frantz Fanon: *Peau noire, masques blancs.* Paris 1952.

Frantz Fanon: *Schwarze Haut, weisse Masken.* Frankfurt a. M. 1985.

Quill R. Kukla: *Performative Force, Convention, and Discursive Injustice.* In: *Hypatia* 29 (2014) 2, S. 440–57.

María Lugones, Elizabeth Spelman: *Have We Got a Theory for You!* In: *Hypatia* (1983) 1, S. 573–581.

Lynne Tirrell: *Genocidal Language Games.* In: Ishani Maitra, Mary Kate McGowan (Hrsg.): *Speech and Harm: Controversies Over Free Speech.* New York 2012.

Ludwig Wittgenstein: *Philosophische Untersuchungen.* In: G.E.M. Anscombe, R. Rhees, G.H. von Wright (Hrsg.) *Werkausgabe Band 1.* Frankfurt a. M. 1989.